

Festschriftcharakter nichts Ungewöhnliches ist. Allerdings lässt sich nach der Lektüre schwerlich sagen, wie weit der Ansatz einer politischen Kulturgeschichte des Selbst trägt und worin er sich von konkurrierenden Ansätzen unterscheidet. Zunächst einmal fällt auf, dass sich trotz gegenläufiger Programmatik das Gros der Beiträge mit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts befasst. Ohne einer zeitlichen Beschränkung das Wort reden zu wollen, scheint das forschungspragmatisch durchaus plausibel. Zum einen wurde Individualität ab den 1960er Jahren zur gesellschaftlichen Norm und dementsprechend breit thematisiert, zum anderen kann man dank der schon existierenden Forschung auf empirisches Wissen aufbauen und sich an etablierten Thesen abarbeiten, was bei früheren Epochen noch nicht in demselben Maß der Fall ist. Des Weiteren beschäftigen sich zwar alle Beiträge in unterschiedlichster Weise mit dem Politischen. Dabei unterscheiden sie sich jedoch nicht grundlegend von bisherigen Arbeiten zum Selbst, die dem Politischen genauso in der Therapeutisierung oder in der Sexualität nachspüren. Vielmehr wird an der Einleitung deutlich, dass sich in der Geschichte des Selbst zwei divergierende Ansätze herauskristalisieren, die sich weniger in theoretischer oder methodischer Hinsicht unterscheiden, sondern primär an der Frage des Verhältnisses zur allgemeinen Geschichtswissenschaft entzweien: Der eine Ansatz favorisiert eine kulturgeschichtliche, auf die Ebene der Repräsentation begrenzte Perspektive, die sich vornehmlich an Themen und Fragestellungen der Politik- und Gesellschaftsgeschichte orientiert. Zweifels- ohne erhöht das die Anschlussfähigkeit, aber häufig um den Preis (subjekt-)theoretischer Inkonsistenzen. Der andere Ansatz nimmt erklärtermaßen eine post-strukturalistische Perspektive ein, die

stärker nach den Effekten von Macht auf das Selbst fragt und dabei auf Performativität und Materialisierung abhebt. Wenngleich sie mitunter weniger anschlussfähig erscheint, kann der Nutzen einer historischen Subjektivierungsforschung ebenso darin liegen, zu irritieren, neue Themen und Fragestellungen zu generieren, und dergestalt unser Verständnis des 20. Jahrhunderts zu bereichern. Unabhängig davon, welchen Standpunkt man einnimmt, ist eine solche Ausdifferenzierung des Forschungsfeldes als Anzeichen für seine fortschreitende Etablierung zu begrüßen.

Jens Elberfeld (Halle)

Ein mikrohistorischer Streifzug durch Europas Norden der Frühen Neuzeit

Martin Schaad, Der Hochverrat des Amtmanns Povel Juel. Ein mikrohistorischer Streifzug durch Europas Norden der Frühen Neuzeit, Bielefeld (transcript) 2020, 252 S., 39 €

In seiner mikrohistorischen Studie zu einem Rechtsfall aus dem Jahr 1723 beschreibt Martin Schaad die Verurteilung und Hinrichtung des wegen Hochverrats angeklagten Amtmanns Povel Juel in Kopenhagen. Schaad untersucht den Fall aus einer Vielzahl von unterschiedlichen Perspektiven und unter Verwendung von verschiedenen Methoden, um abschließend die Frage zu diskutieren, ob Juel sich tatsächlich des Hochverrats schuldig gemacht hat.

Schaads Interesse an der Schuldfrage überrascht und muss als Ausdruck des revisionistischen Anliegens seiner Studie gelesen werden. Er will explizit eine Alternative zur gängigen Ausformung historischer Studien vorlegen, die den

Fall vermutlich genutzt hätten, um die Strukturen eines absolutistischen Staates zu untersuchen. Schaad ist primär an Povel Juel interessiert. Er will die vielfach untersuchte Hinrichtung Juels neu verhandeln. Das zeitgenössische Quellenmaterial, ältere historiographische Arbeiten, die politische Theorie der Zeit und nicht zuletzt der juristische Prozess werden somit erneut detailliert analysiert, im Sinne einer historiographischen wie juristischen Revision, die vor allem den Rechtsprozess hervorhebt.

Mikrohistorisch ist dieses Anliegen einerseits mit Blick auf den konkreten, reich dokumentierten Fall, andererseits durch den Fokus auf Juel. Es hat Schaad offenbar Spaß gemacht, das Buch zu schreiben. Er will erzählen und zielt damit auf ein gebildetes Publikum, das an Geschichte vor allem in Form populärwissenschaftlicher Arbeiten interessiert ist, freilich ohne Abstriche an der Wissenschaftlichkeit seines Vorgehens vorzunehmen. Das Buch enthält daher theoretische und methodische Diskussionen, Fußnoten und Originalzitate, aus unklaren Gründen freilich weder ein Quellen- noch ein Literaturverzeichnis.

Im Zentrum steht der dänische Amtmann norwegischer Herkunft, Povel Juel. Er war begabt und durchlief eine schnelle Karriere. Diese wurde freilich durch seinen Hochmut, sein ungeschicktes Auftreten und den nicht eben einfachen Charakter mehrfach behindert, wenn auch nicht dauerhaft beendet. Nachdem Juel ein weiteres Mal in Konflikt mit seiner Obrigkeit geraten war, zog er schließlich in die Residenzstadt Kopenhagen, um noch einmal neu anzufangen. Er näherte sich dem Hof, um ein Projekt zur Kolonisierung Grönlands vorzuschlagen. Grönland war im Anschluss an eine erste Besiedlung im Mittelalter seit Jahrhunderten aus den Überlegungen der dänischen Krone ver-

schwunden. Die Zeitgenossen waren sich nicht einmal sicher, ob es noch Nachfahren der ersten Besiedlung gab, die den Anspruch auf Oberhoheit manifestieren konnten.

Juel wollte hier neu ansetzen und bat um königliche Unterstützung, Privilegien und einen (vermutlich von ihm selbst formulierten) Auftrag. Projekte dieser Art waren ein Geschäft auf Gegenseitigkeit. Der Antragsteller suchte – untertänig – um die Gewährung eines Monopols bei der Entwicklung der königlichen Herrschaft nach. Im Idealfall profitierten beide Seiten von diesen Projekten. Allerdings war der dänische König nicht daran interessiert. Daraufhin nahm Juel mit Hilfe des schwedischen Adligen Gustaf Wilhelm Coyet wie des holsteinischen Majors Jonas Hörling Kontakt zum russischen Zaren auf, um diesen für das Projekt zu interessieren. Damit betrat Juel das Feld der internationalen Politik, zumal Coyet und Hörling auch schwedische und holsteinische Interessen und Ansprüche in das Projekt einbrachten. Zwar war auch der Zar nicht interessiert, und es bleibt unklar, ob er überhaupt genauere Einsicht in das Projekt hatte und welche schwedischen und holsteinischen Interessen darin mit eingeflossen waren. Den dänischen Behörden, die von Juels Projekt erfuhren, schien die Angelegenheit allerdings völlig klar zu sein. Schon die Möglichkeit, der Zar könne Ansprüche auf Grönland erheben, aus denen dann gar militärische Angriffe auf Norwegen folgen könnten, wurde als ausreichender Beleg für einen Hochverrat interpretiert. Der folgende Prozess setzte – ganz legal – sowohl die Folter als auch erhebliche Einschränkungen in der Verteidigung Juels vor Gericht ein. Das Urteil war schnell gefällt und noch schneller vollzogen. Schaad schließt aus diesem Verlauf primär auf die Angst des dänischen Königs vor Ansprüchen frem-

der Herrscher, vor möglichen Unruhen in Norwegen und einem Erstarken Russlands im Ostseeraum.

Um die Frage nach der Schuld Juels zu beantworten, beleuchtet Schaad den vermeintlichen Hochverrat von vielen Seiten. Im Prolog wird unter Bezug auf Voltaire ein zentrales Problem des Fürstenstaats diskutiert, nämlich die erbrechtlichen und folglich machtpolitischen Ansprüche auf Territorien und Kronen. Diese Präventionen konnten Jahrhunderte überdauern. Es folgt eine Analyse der Darstellungen von Juels Hinrichtung in dänischen und norwegischen historischen Studien. Hinzu kommen Ausführungen zur Medienlandschaft, zur Geschichte Grönlands, zur Kartographie sowie zur politischen Situation im Ostseeraum in den Jahren nach der Niederlage Karls XII. von Schweden. Der Schwerpunkt liegt nicht zuletzt auf dem Prozess selbst, der in großer Ausführlichkeit mit allen Unterlagen und vielen Zitaten aus den Akten und Rechtsordnungen erörtert wird.

Dies ist elegant strukturiert und formuliert, wobei Schaad sich stets in direkter Nähe Juels aufhält. Dadurch werden freilich Erkenntnisgewinne zu anderen Themen, etwa zur dänischen Gesellschaft dieser Zeit, nicht wirklich ausgenutzt. Dem Autor gelingt dennoch eine überzeugende Revision im Sinne einer quellenkritischen und juristischen Analyse des Falls, die an einer Kritik älterer Arbeiten und des juristischen Prozesses entwickelt wird. Das ist eine anspruchsvolle Form der Revision, die von Seiten der Leser eine gediegene historische Vorbildung voraussetzt, falls diese die Argumente selbst gewichten möchten.

Juels Fall aktualisiert damit auch die Frage, inwieweit vergleichbare »Karrieren«, die in Hochverratsprozessen endeten, durch die Unkenntnis der betreffenden Risiken erklärt werden können. Das

von Juel vorgeschlagene Projekt wurde keineswegs zwischen gleichberechtigten Partnern ausgehandelt. Er setzte sich vielmehr Risiken aus, die er als einfacher Amtmann nicht beherrschen konnte und die ihn letztlich das Leben kosteten. Dennoch hält Schaad Juel für unschuldig im Sinne des Hochverrats. Das überzeugt den Rezensenten freilich nicht. Juel war intelligent und erfahren in den juristischen, höfischen und wirtschaftlichen Logiken seiner Zeit. Er hätte die Gefahr, in die er sich begab, erkennen müssen. Er wusste vermutlich aus der zeitgenössischen Debatte von ähnlichen Fällen. Sie wurden als moralische Handreichungen gerade für Amtmänner wie Juel publiziert. In eben derselben Weise wurde auch Juels Schicksal schon zeitgenössisch als Warnung berichtet, in Zeitungen, Flugblättern und historischen Abhandlungen. Bei seiner Verhaftung versuchte er zudem, ein ihn stark belastendes Dokument zu vernichten. Das Urteil war hart. Es folgte allerdings den rechtlichen Bestimmungen des absolutistischen Dänemarks.

Schaad hätte an dieser und anderen Stellen allgemeine historische Erkenntnisse aus der mikrohistorischen Untersuchung ziehen können, was aus unklaren Gründen zumeist unterbleibt. Es wäre somit zu fragen, inwieweit die Studie wirklich einen mikrohistorischen Ansatz verfolgt, der im Übrigen nicht explizit erklärt wird. Auch die These von der Unschuld eines »unverbesserlichen Aufschneiders« hätte von einer solchen Kontextualisierung gewonnen.

Trotz dieser Kritik scheint das Buch in beinahe jeder Hinsicht empfehlenswert. Die Lust Schaads an der Arbeit mit Juel nach allen Regeln der Kunst überträgt sich auf die Leserschaft. Diese Regeln wendet er zudem sehr überzeugend an, auch wenn er die Nähe zu Juel und seinen Interessen sucht, um die

Geschichte aus der Perspektive eines Opfers des absolutistischen Machtapparats zu revidieren. Dabei ist er auffallend partiell für Juel. Das überrascht insofern, als der absolutistische Machtapparat, an dem Juel zugrunde ging, genau das System war, das einen Amtmann wie Juel überhaupt möglich machte. Ein gelungenes Projekt hätte vermutlich zu einer Standeserhöhung und erheblichen Reichtümern geführt.

Heiko Droste (Stockholm)

Gläubige Imperialisten

Richard Hölzl, Gläubige Imperialisten. Katholische Mission in Deutschland und Ostafrika (1830-1960), Frankfurt/New York (Campus) 2021, 654 S., 56 €

In der umfangreichen historisch-kulturwissenschaftlichen Untersuchung des Historikers Richard Hölzl geht es am Beispiel der Missionsbenediktiner aus St. Ottilien um katholische Mission im Gebiet des heutigen Tansania. Im Sinne eines verflechtungsgeschichtlichen Ansatzes werden Kolonie und Metropole als ein gemeinsamer Untersuchungsraum begriffen.

Der Text ist in sieben große Kapitel unterteilt. An einen Überblick über die katholische Mission in der Metropole, der sich auf den Zeitraum zwischen 1880 und 1914 konzentriert, schließt sich ein Abschnitt an, der für die Jahre zwischen 1914 und 1945 Fragen nach Entnationalisierung, Dezentralisierung und Weltkirche stellt. Darauf wechselt der Blick in den Süden Tansanias und greift das Konzept der Kontaktzone auf. Auf Überlegungen zu pastoralem Wissen folgt eine Auseinandersetzung mit Bildung und Konversion im Kontext des Kolonialismus, wie er nach 1920 und vor der

tansanischen Unabhängigkeit 1961 relevant wurde. Weiter stehen Versuche der Afrikanisierung der Kolonialmission im Zentrum, bevor abschließend Organisation, Medialität und Emotionen in Bezug auf missionarische Kommunikation beleuchtet werden.

Entstanden ist die Arbeit über einen längeren Forschungszeitraum, in dem sich kulturwissenschaftlich geprägte Forschungsparadigmen und -fokussierungen stark gewandelt haben. Als Konsequenz dieser Dynamik erfordert deshalb die Lektüre, sich mehrfach auf neue Perspektivierungen einzulassen. Diese methodisch-konzeptuelle Fluidität trägt unter anderem dazu bei, dass unterschiedliche Paradigmen zur Anwendung kommen, die letztlich in die Historiographie eingeschriebene Asymmetrien auf der Ebene der historischen Prozesse weiter betonen, tendenziell sogar überbetonen: Es bleibt der Eindruck, es werde in der kolonialen Metropole Geschichte produziert, die in die Kolonien hineingetragen werde und die dort zum Teil spezifische Ausprägungen erfahre. Die in tansanischen Archiven gesichteten Materialien werden nicht herangezogen, um einschlägige Sichtweisen zu hinterfragen und einen kritischen Blick auf etablierte Geschichtsschreibung zu etablieren. Der Blick wird lediglich erweitert.

Ein Grundanliegen der Darstellung besteht darin, zu zeigen, dass Missionare, Kirchenvertreter und Reisende Informationen eruieren, Situationen beschreiben, irren und oberflächlich kategorisieren. Dennoch verbleibt in der Darstellung die Akteurschaft grundsätzlich bei ihnen, während denjenigen, die dieses Agieren beobachten oder in es eingebunden sind, kaum veränderungsrelevante Handlungsmacht zugestanden wird. Die Reichweite irreführender Kategorisierungen wird bedauerlicherweise nicht explizit problematisiert.